nicht nur für Waffen und Vorräte sorgt, sondern auch die Frauen nicht vergessen hat. Sie müssen so gut als möglich vorbereitet sein für die Fähden, die Männerhänden entgleiten, sofort und mit voller Sicherheit in die Hand zu nehmen. Mehr denn je entscheiden technische und wirtschaftliche Fragen den endgültigen Sieg einer Nation — die weibliche Ersatzreserve kann in diesem Sinne für einen Staat wichtiger werden als man bisher annahm".

Die Mißerziehung der amerikanischen Miß.

Einer der freimütigsten Kritiker des gesellschaftlichen Lebens der oberen Zehntausend in Newyork, Frederick Townsend Martin, der als Schriftsteller auch bei uns geschätzt wird, ist jüngst gestorben. Aus seinem Nachlasse veröffentlicht nun der „Newyork American" einen Aufsatz, der am besten als „Die Mißerziehung der amerikanischen Miß" zu überschreiben ist, in dem Martin ein äußerst hartes, aber wohl gerechtfertigtes Urteil über Wesen und Gebaren der vornehmen jungen Amerikanerin abgibt. Er spricht vom „vollkommenen Verfall guter Manieren" und bezieht dies nicht etwa auf die jungen Mädchen allein, sondern selbst auf die jungen Frauen. Beobachtet man sie, so fällt einem zunächst auf, daß sie eine Sprache brauchen, die weder Englisch noch Amerikanisch ist, sondern ein ganz gemeiner amerikanischer Slang, auf den man in der guten Gesellschaft gar nicht rechnet. Die jungen Amerikanerinnen aber finden es eigen, so zu sprechen und unterhalten sich ganz unverfroren in dieser gemeinen Sprache. Weiter ist an der Sprache zu tadeln, daß die jungen Amerikanerinnen außerordentlich schnell, ja hastig, zudem gewöhnlich zu mehreren gleichzeitig sprechen; sind drei oder mehr von ihnen in einem Gespräche, so reden sie gewiß alle gleichzeitig, unbekümmert darum, ob irgendeine die andere versteht, denn es kommt ihnen nur darauf an, daß sie überhaupt reden. Dabei ist es eigentlich nicht Reden, sondern Schwatzen zu nennen, und man hat den Eindruck, als wollten sie nicht, daß jedes Wort seine besondere Bedeutung hat.

Die Fehler, die Martin den Amerikanerinnen vorwirft, gehen natürlich auf deren Eltern zurück, und da bei der amerikanischen Erziehung der allzu beschäftigte Vater kaum eine Rolle spielt, ist es die Mutter, die der Vorwurf trifft. Sie verräumt, so bestimmt man Martins Darstellungen, nicht nur ihre Pflicht, die Tochter zu guten Manieren und zu vernünftigem Sprechen anzuhalten, sondern erlaubt sogar, daß junge Mädchen mitten in der Nacht nach dem Theater, Konzert oder ähnlichen Veranstaltungen bis in die frühen Morgenstunden hinein im Restaurant sitzen! Martin steht mit seiner Ansicht offenbar nicht allein, denn er weist auf einen Bund hin, der sich zur Aufgabe gesetzt hat, diese Mißerziehung der amerikanischen Miß zu beseitigen. Der Weg, den die „Junior League" einschlägt, ist wohl der richtige: die Mißerziehung liegt darin, daß das junge Mädchen sich selbst überlassen ist. Man braucht ihr nur eine vernünftige Arbeit zu übertragen, so ist eine Besserung leicht herbeizuführen, und so unterhält dieser Bund denn seit einiger Zeit Einrichtungen, in denen die Töchter der guten Gesellschaft nach kurzer Vorbildung als Lehrerinnen ihrer minderbegüterten Schwestern in allen möglichen Dingen beschäftigt werden.

Ein Paradies des Frauenrechtes.

In ein wahres Paradies des Frauenrechtes führt ein fesselnder Aufsatz über die Sitten und Bräuche eines eigenartigen Volksstammes von Sumatra. Frau Carrie Chapman Catt, die dieses weit über eine Million Köpfe zählende Volk zum Gegenstand eingehender Studien gemacht hat und darüber in Harpers Magazine berichtet, schildert die Menangkabaus als die klassischen Hüter des Mutterrechtes und des Frauenrechtes.

Ehe islamitische Einflüsse das Land durchdrangen, mußten die Gatten von Töchtern in den Häusern der Schwiegermütter leben; als dann freilich die Polygamie eingeführt wurde, konnte dieser Brauch nicht fortbestehen, und es kam zu einem eigenartigen Kompromiß, der noch heute im Lande gang und gäbe ist. Der polygame Gatte bleibt im Hause seiner Mutter wohnen, die Gattinnen im Hause ihrer Mütter; der Mann aber hat die Pflicht, seine verschiedenen Frauen zu bestimmten Zeitpunkten und auf bestimmte Zeit zu besuchen. Ist er beispielsweise der Gemahl der von dem Koran erlaubten vier Frauen, so hat er monatlich je eine Woche bei jeder seiner Frauen zu wohnen. Auf jedem Fall muß er jeder einzelnen Frau die gleiche Zeit widmen, wie den anderen, die Schwiegermütter wachen eifersüchtig darüber, daß der Schwiegersohn hierin dem Landesbrauche gehorsam bleibt.

Zu noch nicht allzu fernen Zeiten hatte der Mann zu den Kosten der Haushaltung nichts beizutragen, er wurde von seinen Frauen ernährt, von denen er sowohl kleine Geschenke wie Taschengeld erhielt. Aber inzwischen hat bei den Menangkabaus das „Männerrecht" gewisse Fortschritte zu verzeichnen, die Berührung mit der holländischen Kultur ist nicht ohne Einfluß geblieben: die Männer haben Arbeitsgelegenheit, können verdienen, ihren Verdienst für sich behalten, kurz, sie haben sich ein wenig von der Frau emanzipiert und eine gewisse wirtschaftliche Selbständigkeit erobert. Damit ist es Brauch geworden, daß die Männer ihren Frauen Geschenke mitbringen, seien dies nun Kleider, Nahrungsmittel oder Geld. Das Gesetz schreibt dies zwar nicht ausdrücklich vor, aber die öffentliche Meinung gibt den Mann, der es wagt, das Haus einer seiner Gemahlinnen ohne ein ansehnliches Geschenk zu betreten, der allgemeinen Verachtung preis, und so gibt es auch nur sehr wenige Männer, die sich dieser Pflicht entziehen. Die Menangkabaus sind das glückliche Volk, das nur Liebesheiraten kennt.

Aber freilich, ehe die wirtschaftlichen Fragen nicht geordnet sind, ist keine Heirat möglich. Haben zwei Herzen sich gefunden, so beginnen zwischen den Eltern der Parteien langwierige Verhandlungen über die Höhe des Preises, den die Braut für den Bräutigam anzulegen gedenkt. Ist der Bräutigam aus einfachem Stande, so wird die Braut oder deren Mutter schwerlich mehr als höchstens 300—350 Mk. für den künftigen Lebensgefährten ausgeben; ein Bräutigam aus angesehener Familie muß freilich mit annähernd 1000 Mk. bezahlt werden. Die Summe, die die Braut für den Bräutigam bezahlt, muß dieser dazu benutzen, um einen Brautschatz anzuschaffen und die Hochzeitsfestlichkeiten zu bezahlen. Eine Scheidung bietet wenig Schwierigkeit, doch muß der Mann bei der Scheidung die Summe zurückzahlen, die er seinerzeit erhalten hat.

Will ein Mann, der etwa Gemahl einer sehr reichen Frau geworden ist, sich nicht gutwillig scheiden lassen, so geht die ehemalige Frau zum Richter, und hier stellt man den Mann an den Pranger, weil er sich nicht schämt, weiter in einer Familie bleiben zu wollen, die ihn loszuwerden wünscht. Nach der Scheidung verbleiben alle Kinder der Frau und nehmen auch den Mutternamen an. Auch im Erbrecht hat die Frau eine beherrschende Stellung; die Kinder erben das Vermögen der Mutter und die Hälfte der von Vater und Mutter gemeinsam erworbenen Güter; die andere Hälfte und das Vermögen des Vaters geht an die Kinder seiner ältesten Schwester über. Fast das ganze Land gehört den Frauen, sie sorgen auch für die Bewirtschaftung, sie sind Familienoberhaupt und Verwalter des Vermögens. Stirbt die Frau, so geben mit ihrem Vermögen auch ihre Rechte und ihre Autorität in der Familie an die älteste Tochter über; ist keine Tochter vorhanden, so erbt die Tochter des älteren Bruders die Kommandogewalt im Hause. Jede Frau, die keine Tochter hat, kann ohne Umstände ein Mädchen als Tochter adoptieren, die dann den Namen der Adoptivmutter annimmt und die vollen Rechte einer wirklichen Tochter erwirbt. Auch der Handel liegt bei den Menangkabaus fast ausschließlich in den Händen der Frau.

Die zehn Gebote der Ehefrau.

1. Hüte dich vor dem ersten Streit, nahet er aber heran, so fechte ihn brav zu Ende; es ist von Bedeutung, daß du in demselben Siegerin bleibst.
2. Vergiß nicht, daß du an einen Mann verheiratet bist und nicht an einen Gott, damit seine Unvollkommenheiten dich nicht überraschen.
3. Quäle ihn nicht fortwährend um Geld, sondern suche mit der festgesetzten Wochensumme auszukommen.
4. Wenn dein Gatte kein Herz besitzen sollte, so hat er doch unzweifelhaft einen Magen; du wirst gut tun, dir durch gut gekochte Speisen die Gunst desselben zu erwerben.
5. Dann und wann, nicht zu oft, lasse ihm das letzte Wort; es erfreut ihn und bringt dir keinen Verlust.
6. Lies außer den Geburts-, Verlobungs- und Todesnachrichten auch den übrigen Inhalt der Zeitungen, und sei über Dinge unterrichtet, die im Ausland passieren; er wird sich bei Gelegenheit wundern, im Hause über Politik und Tagesereignisse sprechen zu können, ohne ins Wirtshaus gehen zu müssen.
7. Sei stets — auch im Streite — höflich gegen ihn. Erinnere dich, daß du zu ihm aufsahest, als er noch dein Bräutigam war.
8. In angemessenen Zwischenpausen lasse ihn auch einmal mehr wissen als du, es wird sein Selbstgefühl erhalten und dir bringt es Vorteil, wenn du einmal zugibst, nicht ganz unfehlbar zu sein.
9. Sei deinem Gatten eine Freundin, wenn er ein kluger Mann ist, ist er es nicht, so suche ihn zu deinem Freunde zu machen. Erziehe ihn, aber stetige nicht zu ihm nieder.
10. Achte die Verwandten deines Mannes, besonders aber seine Mutter, sie liebte ihn weit früher als du.

• **Eine große Genossenschaftshaushaltung** in Newyork ist im Entstehen. Sie ist das Werk einer großen Frauenvereinigung, die ein Kapital von 2 Millionen Mark für den Bau des Gebäudes bestimmt hat. Das Heim wird eine Zentralküche enthalten und 400 Zimmer, die in Wohnungen von 1—4 Räumen zusammengepaßt sind. Da es ausschließlich den berufstätigen Frauen des Mittelstandes zugedacht ist, wird es alle Einrichtungen enthalten, die notwendig sind, um den Hausfrauen und Müttern Erleichterung zu bringen. Krippen, Kindergarten und Schule unter der Leitung tüchtiger Fachkräfte sind vorgesehen, ebenso wie ein Dachgarten für die Kleinen. Die Mahlzeiten werden durch elektrische Aufzüge in die Wohnungen besorgt. Für Fachpersonal auf allen Gebieten ist Vorsorge getroffen.

• **Eine Frauenwerkstätte für künstlerische Keramik** haben die in der Wiener Kunstgewerbeschule ausgebildeten Schülerinnen eröffnet. Die schönen zweckmäßigen Erzeugnisse aus Frauenhand finden guten Absatz.

• **Etwa 5000 Gymnasialsinnen** sind zurzeit Schülerinnen in den Humanistischen Gymnasien Oesterreichs, sie machen etwa 5 Prozent der gesamten Schülerzahl aus. Am regsten ist die Beteiligung in den polnischen und tschechischen Ländern der österreichischen Krone, während auffallenderweise in Steiermark, Tirol, Vorarlberg, Schlesien, Kärnten, Krain, dem Küstenland und Dalmatien überhaupt keine weiblichen Gymnasiasten zu finden sind.

Knackmandeln.

Lösung des Ergänzungsrätsels aus Nr. 31:
Lied, Beil, Stroh, Nest, Achsel, Fektung, Geist, Wiesel, Wein, Baumeister, Ohr, Neid, Wurst, Kanzel.

„Liebe ohne Achtung, ist wie ein Baum ohne Wurzel."

Als richtige Lösung ist auch noch zugelassen: „Liebe ohne Fessel ist wie ein Baum ohne Wurzel".

Richtige Lösungen gingen ein 3. Die Gesamtzahl der Einsendungen betrug 4. Das Rätsel wurde gelöst:
aus Halle von: Frau Hagemann, Frau E. Saalfeld;
von auswärts: Oskar Dietrich, Wernigerode.

Die Prämie:
Halloria, ein Saale-Roman v. Dr. Funke
entliel auf Frau Hagemann, hier.

Zusammensetzrätsel.

Anstelle der Fragezeichen sind 5 selbständige Hauptwörter zu setzen, die sowohl mit dem vorhergehenden Worte, wie auch mit dem folgenden Worte verbunden werden können, wie Fisch-Bein-Kleid (Fischbein). Beinkleid. Die Anfangsbuchstaben der ergänzten Hauptwörter ergeben eine Zeitbezeichnung.

Ball	—	?	— Loch
Markt	—	?	— Liste
Kamm	—	?	— Partie
Halb	—	?	— Bewohner
Vater	—	?	— Mann.

Prämie: Kleists Werke, 2 Bde., eleg. geb.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten Donnerstag früh an die Redaktion des „General-Anzeiger" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

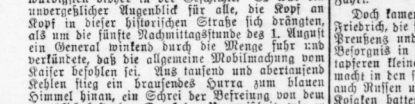
Skataufgabe.

a b c d die 4 Farben; A Ass; K König; D Dame, Ober; B Bube, Wenzel, Unter; V M H die 3 Spieler.)

M., der Mittelhandspieler, will sich wegen seiner 4 Jungen das Spiel nicht entgehen lassen und hat da V. bis «Hand.ouvert hält, auf folgende Karte a.Handspiel (Eichel-, Treff-Solo) an:

a, b, c, dB, aA, D, 9; cA; d10, D.

Deutsch.



Französisch.

Treff-Bube, Pieque-Bube, Coeur-Bube, Carr.-Bube, Treff-As, Treff-Dame, Treff-Neun, Coeur-As, Carr.-Zehn, Carr.-Dame.

Das Spiel wird verloren, obwohl noch a10, K im Skat liegen, das Spiel also mit 9 Matadoren geht, V. hatte kein Blatt von d und auch keinen Trumpf. Wie lagen die Karten? Wie ging das Spiel?

Lösung der Skataufgabe aus Nr. 30.

Kartenverteilung:
V. eB; a10, K, D, 7; bD, 9; cD, 9, 8.
M. a, bB; aA, 9, 8; bA, 10; cA, 10; dA.
H. dB; bB, 7; c7; d10, K, D, 9, 8, 7.
Skat: bK, cK.

Spiel:
1. V. aD, aA, dB (— 16). — 2. H. dD, cB, dA (— 10)
3. V. a10, a9, d10 (— 20). — 4. V. aK, aS, dK (— 8).

Damit haben die Gegner 60.

Verlag und Druck: General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen. Verlag von Gebrüder Huck, Halle a. S. — Verantwortl. Redakteur: Konrad Pohl, Halle a. S.

Hallesche Familien-Blätter

Wochen-Beilage
des General-Anzeigers für Halle und die Provinz Sachsen.

Nr. 32 — **Halle a. S., Sonntag, den 9. August** — **1914**

Erntezeit.

(Nachdruck verboten).

Zur Erntezeit, wo golden rings die Saaten,
Der Sichel wartend, schwer die Halme neigen,
Da fliegt ein Flammenruf durchs weite Land,
Krieg heißt die Losung! Siegeslieder steigen.

Und still ganz über Nacht im Mohrenfeld
Blutrote Blumen mild im Goldhain sprießen.
Der Tod hat sie ins goldne Land geflickt,
Blutroter Mohn will stille Schläfer grüßen.

Das Schwert drückt man uns freveln in die Hand,
Der wilde Nachbar möcht die Ernte rauben.
Er kennt nicht deutsche Jugend, deutsche Macht.
Nicht deutsche Kraft und auch nicht deutschen Glauben!

Er weiß nicht, daß das alte Bibelwort:
„Wie ihr gesät, so sollt ihr Ernte halten"
In jeder deutschen Brust ein Heiligtum;
Er kennt noch nicht des Schicksals göttlich Walten.

Den Frieden haben wir gar treu gesät
In vielen, langen, arbeitsreichen Jahren.
Die Ernte möcht uns nun aus blut'gem Krieg,
Aus Mordgelüsten von Barbarenscharen.

Wie ihr gesät, so soll die Ernte sein!
Erzittre Feind, du markest Giftessamen
Ins goldne, friedlich-stille deutsche Land.
Nun halte Ernte! — Gott ist mit uns! — Amen!

Anny Wothe.

„Unter den Linden".

Aus der Zeit und der Geschichte.
Von **Josef Kuhnigk.**

Als die Märkel für dieses Völkerringen fielen, hat die altehrwürdige Straße „Unter den Linden" seinen jüngsten großen Tag gehabt und den denkwürdigsten bisher in der Geschichte. Es war ein unvergeßlicher Augenblick für alle, die Kopf an Kopf in dieser historischen Straße sich drängten, als um die fünfte Nachmittagsstunde des 1. August ein General winkend durch die Menge fuhr und verkündete, daß die allgemeine Mobilmachung vom Kaiser befohlen sei. Aus tausend und abertausend Kehlen stieg ein brausendes Hurra zum blauen Himmel hinan, ein Schrei der Befreiung von dem unendlich lastenden Druck der Ungewißheit, wie er seit Wochenfrist das deutsche Herz bewegte.

Der Berliner der Weltstadt war der alte geblieben. Wohnt er heute auch weit von Zentrum in den Vorstädten Westen, Norden, Süden, in solch schweren Schicksalsstunden drängt es ihn nach der Stätte, die durch viele solcher Stunden geweiht ist: unter die „Linden". Wie die Schlagader zum Herzen führt, so führt hier das pulsende Leben zu dem altehrwürdigen Schülerhaus, dessen grünüberflossene Kupferkuppel das Schloß des Kaisers krönt. Hier fiel jetzt für uns Deutsche die Entscheidung zu dem Völkerringen, das Rußland in hinterhältigster Weise uns aufgedrungen hat, hier ist das Schicksal stets sichtbar geschritten, das unsere Nation durch Freud und Leid bis heute geleitete.

Die „Linden" sind nun über ein Vierteljahrtausend alt. Der Gärtner Michel Hanff schuf sie im Auftrag des Großen Kurfürsten im Jahre 1647, ursprünglich als eine „Galerie" von je 1000 Stück Linden- und Nußbäumen. Das erste Haus war bald an der neuen Straße gebaut, den Baumeister Memhardt wird es zugeschrieben, andere folgten, so daß sich die Linden im raschen Lauf zu der vornehmsten Straße der Hauptstadt entwickelten. Als Promenade der Bürger und Wagenkorso der wohlhabenderen Bevölkerung wurde sie ganz von selbst Kern- und Mittelpunkt des Berliner Lebens. Selbst der sparsame Friedrich Wilhelm I. förderte diese Forst- und Schlittenfahrten Unter den Linden, zu denen alle diejenigen Berliner baden, die eigene Wagen hatten, eingeladen waren. An manchen Sonntagen drängten sich bis 200 Karossen in geschlossener Fahrt.

Doch kamen bald die ernsten Tage des Großen Friedrich, die schwersten in jener Epoche des kleinen Preußens und die erfolgreichsten. Bang war die Besorgnis in der Hauptstadt um das Schicksal der tapferen kleinen Schar vor der gewaltigen Uebermacht in den schlesischen Kriegen. Und 1760 rückten auch Russen und Oesterreicher in Berlin ein. Die Kosaken hatten sichs eben bequem gemacht Unter den Linden und gedachten sich hier häuslich einzurichten, als das bloße Gerücht von dem Anrücken des Königs sie eiligst die Hauptstadt verlassen ließ. Der 30. März des Jahres 1763 brachte dann nach dem Hubertusburger Friedensschluß den feierlichen Einzug der siegreichen Truppen. Während hier von Jubel und Begeisterung die Linden widerhallten, hatte der große König sich unbemerkt auf einem anderen Wege in das Schloß begeben, um sich den ersten Huldigungen zu entziehen.

Dann kam die traurige Zeit des unglücklichen Krieges von 1806 und 07, und die Linden haben sie miterlebt. Am 24. Oktober rückten die ersten französischen Truppen in der Hauptstadt ein, ein paar Tage später der Korse selbst. Wir wissen, daß dieser Entfesser des Weltkrieges in Rußland später den ersten vernichtenden Stoß erhielt, in demselben Rußland, das heute so freventlich einen neuen Weltkrieg entfesselt hat. Es kamen dann die Jahre der nationalen Erhebung, die sich wieder Unter den Linden spiegelten. General Yorck mit seinen braven Truppen zog am 17. März in Berlin ein, und bald nach dem großen Aufruf in Breslau kehrte König Friedrich Wilhelm III. in seine Residenz zurück. Durch die Linden aber flüteten in hellen Scharen Jünglinge und gereifte Männer mit dem Feuer und dem Ernst der Begeisterung ihrer Jahre hinaus nach den Zelten, um sich freiwillig in die Reihen der neugebildeten Landwehr zu stellen.

Am 21. Oktober durchschritt dann ein festlicher Zug die Linden. Dreißig berittene blasende Postillone vorauf und im Gefolge, inmitten von Offizieren und hohen Beamten, der Generaladjutant von Auer, der im Auftrag des Königs den glücklichen Ausgang der Völkerschlacht bei Leipzig verkündete. In August des nächsten Jahres kehrten dann die siegreichen Truppen zurück durch das Brandenburger Tor, geführt von Friedrich Wilhelm III. mit seinen Söhnen und im Gefolge seine Generale. Bald darauf berührten auch die uns damals verbündeten Russen auf dem Rückmarsch Berlin und wurden auf Veranlassung des Königs festlich bewirtet. In Ermangelung geeigneter Räumlichkeiten ließ die Stadt Tische Unter den Linden aufschlagen, und an sauber gedeckten Tafeln wurden Speisen und Getränke in reicher Fülle gereicht. Die Russen wußten kein Maß zu halten, so daß sie schließlich in sinnlose Trunkenheit verfielen und am Morgen durch Ströme kalten Wassers und wohl auch mit Knutenhieben von ihren Unteroffizieren wieder zur Besinnung gebracht werden mußten.

Der Frühling 1815 sah Berlin wieder in Waffen, der letzte Schlag gegen den blutigen Korsen wurde geführt. Nach dem folgenden Einzug der Sieger haben die Linden kein kriegerisches Bild mehr gesehen, bis das Jahr 1864 kam und die mutigen Stürmer von Düppel und Alsen durch das Brandenburger Tor in die Hauptstadt wiederkehrten. Die Jahre von 66 und 70/71 folgten sich schnell. Die Jahre der Befreiung und der Einigung des Deutschen Reichs. Glorreich war jene Zeit des großen Krieges mit Frankreich auch für die altehrwürdigen Linden. Unvergeßliche Daten prägen sich da ein: 16. Juli 1870, an dem König Wilhelm von Ems zurückkehrte; der 19. Juli, der Tag der Kriegserklärung; der 31. Juli, an dem König Wilhelm nach dem Kriegsschauplatz abreiste; der 2. Sep-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-19140809023/fragment/page=0001

tember, der Tag von Sedan, an dem die Linden von dem unendlichen Jubel begeisterter Menschenmassen widerhallten; und schließlich der 16. Juni, der Tag des feierlichen Einzugs der siegreichen Krieger und ihres Königs, der nun als Wilhelm I. deutscher Kaiser geworden war.

Das war die letzte große Zeit, die unsere Linden sahen. Dann Jahre des Friedens, dreiundvierzig lange Jahre des Friedens und der Blüte für Stadt und Reich. Und nun — ein Faustschlag ins Gesicht der deutschen Nation. Das friedliche Leben der altehrwürdigen Straße ward aufgeschreckt, wallend pochte das Blut, als der Kaiser das inhaltschwere Wort von dem Balkon des Schlosses aus zu seinem Volke sprach:

„Wir sind in der schmählichsten Weise hintergangen worden."

Das war der 31. Juli.

Eine letzte Anfrage noch, eine letzte Frist an das Zarenreich. So wollte es der friedliche und vornehme Sinn unseres Kaisers. Und über die Menge Unter den Linden legte sich eine ernste schwere Spannung. Wie wird der Würfel fallen?

Rußland verstand die vornehme Gesinnung unseres Kaisers nicht. Es schwieg.

Nun gilt es den Kampf der Waffen. Und die gerechte Sache ist bei uns. Darum:

Mit Gott für König und Vaterland!

Die strategische Bahn.

Von Jens Lorntzen.

Die Nacht war tief und hell. Der Mondschein hing in den Tannenspitzen wie geronnenes Silber. Ein paar Möwen, die der Sturm verjagt hatte, flogen kreischend und schreiend den Tornea-Elf hinauf, jagten über die Halden und die weiten Hochmoore, und stiegen erschreckt wieder zu Tal.

Leutnant Hoop hatte sich verirrt. Er war am Abend von der kleinen Stadt am Elf, die er zu seiner Erholung aufsuchte, aufgebrochen, und hatte die Nacht durchwandert, ohne den verlorenen Weg wiederzufinden. Unsicher und stolpernd suchte er sich seinen Weg durch die Täler zu bahnen, herbei unter den Fichtenkronen und Zacken der überhängenden Felsen wieder und wieder die Richtung, und versuchte seit vielen Stunden vergeblich, wenigstens den Tornea zu fassen, der die Grenze zwischen Rußland und Schweden bildet. Es war ihm nicht gelungen, trotz stundenlangem, rastlosen Wandern, und wenn er hoffte, fern den Strom rauschen zu hören, täuschten ihn die hundert kleinen Gefälle und die Böen, die rauchgrau über den Himmel flogen und sich in den Fellen fingen. In Wirklichkeit war er ein beträchtliches Stück vom Grenzfluß entfernt, war zwei, drei Stunden in die finnischen Wälder hineingeirrt, ohne Weg und Ziel.

Ein paar Wildpfade lagen nackt und weiß mitten in der braunen Heide. Das graue Moos hing an den Bäumen wie falbe Schatten. Ein Bach rieselte leise über das Geröll, die Steine lagen im Mondschein hell glitzernd, und es war, als berührte die Nacht sie und sänke leise darüber hin.

Leutnant Hoop stutzte plötzlich.

Er hörte ein paar Stimmen vor sich durch die Nacht, wollte im ersten Augenblick freudig auf sie zustürzen und blieb doch stehen, als er Uniformen aufblänzen sah. Eine russische Patrouille kletterte leise vor ihm durch das Tal und schien sich einen Weg am Busch entlang zu bahnen. Er hatte zuerst nach dem Weg fragen wollen, aber ihm war eingefallen, wie sehr man ihn gewarnt hatte, und wieviel Unannehmlichkeiten sich Kameraden seines Regiments schon mit russischen Grenzern zugezogen hatten. Auch war sein zerrissener Jagdrock, seine Büchse und sein Weg auf den Pfaden der Grenzer nicht geeignet, ihn ohne weiteres auszuweisen. So folgte er der Patrouille von fern, versuchte sich nach ihren Stimmen zu richten und nahm sich vor, eine geeignete Rast zu suchen, um den Tagesanbruch abzuwarten.

Das Tal verlief in einer grauen Mulde. Ein Hof schien unten im Grund zu liegen und ein paar grüne Wiesen leuchteten hell zu ihm hinüber. Der Fluß neben ihm lief langsam, staute sich in kleinen Tümpeln, die wie Schnee so weiß das Mondlicht fingen.

Leutnant Hoop hielt plötzlich an. Ein breiter, ausgefahrener Weg lag vor ihm, mit Stämmen und Schottern belegt, wie eine Heerstraße, die im Bau ist. Im ersten Augenblick war er froh, nach den einsamen Stunden menschliche Arbeit zu finden. Dann überkamen ihn wieder Zweifel und eine wirkende Angst, wer wohl die Straße gebaut hätte, von der er wußte, daß sie auf keiner Karte der weitesten Umgebung des Tornea verzeichnet war. Ihm fiel ein, wie sorgfältig man die eigenen Wege und die Grenzwerke hütete, und wieder stieg die Warnung seiner Kameraden vor dem rücksichtslosen russischen Spionenverdacht in seinen Gedanken auf. Vorsichtig ging er eine Weile am Rand der Straße entlang in dem unangenehmen Gefühl, Menschen nahe zu sein und sie nicht finden zu dürfen. Plötzlich hob sich der Weg trotz der Senkung des Tals, und strich schnurgerade weiter, ohne im geringsten mit der Mulde zu fallen. Eine wunderliche Neugier überkam ihn plötzlich. Er kroch dicht heran, und plötzlich sah er die fertigen Schwellen auf der Böschung, sah er: das war keine Straße, die man durch die Wildnis schlug, das war ein Bahndamm. — das war ein Schienenstrang, von dem keine Karte wußte, und der doch bis dicht vor die schwedische Grenze führte.

Eine ungeheure Erregung durchzitterte den jungen Offizier. Alle seine Gedanken haspelten und

Gedenktage der Woche.

9. Aug. 1821 Hieronymus Lorm, Schriftsteller, in Nikolsburg *
1903 Krönung des Papstes Pius X.

10. Aug. 1813 Blücher drängt Ney zurück und zieht sich dann, von Napoleon angegriffen, dem Feldzugsplane gemäß zurück, um Napoleon nach sich zu ziehen.

11. Aug. 1778 Fr. L. Jahn, der Turnvater, in Lanz (Priegnitz) *
1815 Gottfried Kinkel, Dichter, in Oberkassel bei Bonn *
1899 Einweihung des Dortmund-Ems-Kanals durch Kaiser Wilhelm II.

12. Aug. 1759 Niederlage Friedrichs des Großen durch die Russen und Oesterreicher bei Kunersdorf.
1904 Alexis, russischer Thronfolger, in Petersburg *
1905 Erneuerung des englisch-japanischen Bündnisses auf zehn Jahre.

13. Aug. 1704 Sieg des Prinzen Eugen und Marlboroughs über die Franzosen und Bayern bei Höchstädt.
1802 Nikolaus Lenau, Dichter, in Csatat (Ungarn) *
1913 August Bebel, Führer der deutschen Sozialdemokratie, in Passugg †

14. Aug. 1837 Johs. Trojan, Schriftsteller, Redakteur des „Kladderadatsch", in Danzig *
1870 Sieg der Deutschen über die Franzosen bei Colombey.
1880 Vollendung des Kölner Doms.
1910 Ueberschwemmung in Tokio, wobei 1200 Menschen ertranken.

15. Aug. 1544 Einweihung der Universität Königsberg.
1760 Sieg Friedrichs des Großen über die Oesterreicher bei Liegnitz.
1769 Napoleon Bonaparte in Ajaccio *
1900 Besetzung von Peking durch die Verbündeten mit Entsatz der seit 15. 6. belagerten Gesandten.

überstürzten sich. Er begriff plötzlich, daß er eine ungeheure Entdeckung gemacht hatte, ein Bahndamm bis dicht vor Schwedens Tor. Und im nächsten Augenblick überfiel er die Gefahr, in der er sich als Mitwisser befand. Mit einem Ruck wandte er sich, wollte den mondbeschienenen Damm hinabstürzen, in das dunkle Gebüsch, da krachte es vor ihm aus den Kiefern und eine Kugel schlug aufspritzend vor seine Füße. Er sprang zur Seite und wollte fliehen. Da hörte er Rufe rechts und links. Ein paar dunkle Gestalten tauchten auf und warfen sich über ihn. Er wollte sich wehren, versuchte sie abzuschütteln, bis er plötzlich einen dumpfen Schlag fühlte und das Bewußtsein verlor.

Es war nur eine kurze Weile. Als er wieder zu sich kam, schleppten und trugen ihn ein paar Gerner zwischen sich, die andern liefen mit erhobener Flinte hinter ihm her, wohl ein paar hundert Meter. Dann warfen sie ihn in ein Wärterhäuschen am Bahndamm und verriegelten die Tür.

Leutnant Hoop begriff plötzlich, daß er gefangen war. All seine Gedanken wirbelten und jagten sich unter den schmerzenden Schläfen.

Er richtete sich auf und versuchte, etwas Klares zu überlegen, eine Möglichkeit zu finden, die ihn aus seiner verzweifelten Lage herausschlagen würde. Aber das Blut dröhnte und hämmerte schwer durch seine Schläfen, zauberte wirre Bilder vor seine Augen und verzerrte sie zu ungeheuren seltsamen Gestalten. Dann hörte er draußen den schweren Schritt des Postens, der vor der Tür auf- und abging, sah das Mondlicht, das durch einen schrägen Spalt über den Boden fiel, und langsam erfüllte ihn eine dumpfe Entschlossenheit. Er wußte, daß er durch Zufall Mitwisser eines Planes von ungeheurer Bedeutung geworden war; wußte, daß er den Endzopf der Bahn getroffen hatte, die Rußland weit von der nächsten Strecke, von Uleaborg, her gegen die schwedische Grenze gebaut hatte. Und wieder fiel ihm die Warnung seiner Kameraden ein, wußte er, was ihm bevorstand, monatelange Haft, oder jahrelange Verurteilung, bis man sich des unbequemen Mitwissers entledigt hatte. Wer erfuhr denn daheim, wo Leutnant Hoop verschollen war?

Sein Blick fiel über den lichten Spalt; er klomm schwer zum Fenster hinauf und prägte sich ohne bestimmten Willen die Umgegend ein, so weit er sie sehen konnte. Eine Klippe lief dicht bis zum Wärterhaus und warf einen weiten dunklen Schatten. Drüben begannen die Fichtenwälder erst in kleinen Gruppen, die wie frierende Tiere zusammenstanden, dann in breiten Streifen, bis sie die Halden dicht und endlos bedeckten.

Leutnant Hoop horchte auf. Fern durch die Nacht kamen Schritte, fünf, sechs Mann, die schwer über die Steine kletterten, dann eine befehlende Stimme, barsch und laut, die die anderen fragte und langsam zum Eingang kam. Der Verwundete duckte sich und kroch eng an die Tür. Das, das war wohl der Offizier, den sie geholt hatten, der ihn jetzt vernehmen würde, der befehlen würde, daß sie ihn zurückbrächten, — tief nach Rußland hinein, irgendwohin, wo kein Mensch jemals von ihm hören würde. Eine unsinnige Erregung durchfieberte ihn. Er lähmte sein Herz, das laut bis zum Hals schlug; aber in seinen Augen lag eine Klarheit, eine äußerste Entschlossenheit.

Krächzend schob sich der Riegel zurück.

Ein paar Stimmen kamen von draußen, die Tür öffnete sich langsam. Da schnellte der Gefangene plötzlich auf wie eine Katze, warf den nächsten nieder und schleuderte einen anderen, der sich ihm entgegenwarf, mit ungeheuren Kräften gegen die Klippen. Ein paar verzweifelte Sätze, zwei, drei Schüsse, die krachend ins Gestein fuhren, dann hatte er den Schatten erreicht, stolperte und klomm zum Bach hinab, und glitt wie ein Marder durch die Felskluft aufwärts. Mitunter hörte er ein wildes Geschrei, hörte er die Schüsse, die irgendwo fern aufschlugen. Dann erreichte er atemlos die Kiefern. Einen Augenblick wartete er erschöpft. Er war frei. Dann begann er langsam und vorsichtig bergauf zu klimmen.

Der Nebel wallte unter den Wipfeln wie grauer, kalter Rauch, der alles erfüllte. Der Mond war hinter die Berge gesunken, ein paar letzte Sterne standen im dämmernden kalten Blau. Vom Bach kam ein dumpfes, verschlafenes Rieseln; dann kam ihm der Morgenwind frei von den schwedischen Höhen entgegen, rauschte leise in den Büschen und zerriß die wallenden Nebel zu dunklen Schächten und hohen tanzenden Türmen.

Erste Kriegsstudien.

Schuljungen-Erinnerungen aus ernster Zeit.

Von Karl Mischke.

In diesen ernsten Tagen mag es wohl gestattet sein, einige Kindheitserinnerungen aus der Zeit des letzten großen Krieges hervorzuholen. In unserer jetzigen Generation leben ja viele, die keinen Krieg erlebt haben, der ihre eigene Nation anging.

Ich spreche von 1870. Wir waren damals siebenundachtzig Jungen Burschen und besuchten die fünfte Klasse einer Berliner Bürgerschule im äußersten Osten der Stadt. Den rechten Bildungstrieb hatten wir damals wohl noch nicht, aber was uns an sittlichem Ernst fehlte, das ersetzten wir durch mannhafte Gesinnung und glühende Vaterlandsliebe. Der Andreasplatz hallte täglich wider von unserem Schlachtgeschrei, und oft genug schlugen sich die Preußen und Franzosen bis in die höchsten Stockwerke der anliegenden Häuser, bis uns die entrüsteten Hausmänner hinauswarfen.

Wenn wir auch nicht viel von der Sache wußten und noch nie einen Franzosen zu Gesicht bekommen hatten — später kamen ja freilich genug Gefangene nach Berlin —, so lebte doch in uns ein großer Kriegseifer, und die Meldungen vom Kriegsschauplatze wurden lebhaft besprochen. In jener Zeit wurden im Osten Berlins noch nicht viel Zeitungen gelesen. Die Hauptquellen unserer Erkenntnis waren die roten Zettel, die an den Litfaßsäulen angeschlagen wurden, die Depeschen, die König Wilhelm an die Königin Augusta geschickt hatte, unter aller Augen zu fassen, was ein gegenwärtiger Krieg von den Frauen verlangt.

Es versteht sich von selbst, daß auch während der Unterrichtszeit der Krieg in unseren Köpfen lebte. Nicht nur, daß wir uns in den Pausen herzhaft balgten, auch in den Stunden war es mit unserer Aufmerksamkeit nicht weit her, und auf häuslichen Fleiß legten wir schon gar kein Gewicht. Die Folge war eine erhebliche Zunahme der Disziplinarfälle und der Nachbleibestunden.

Anscheinend war es in den anderen Klassen nicht besser. Denn zur Entlastung der einzelnen Lehrer war die Einrichtung getroffen, daß die „Nachlässer" aus der ganzen Schule um 12 Uhr in einer Klasse vereinigt wurden. Da büßten wir dann gemeinsam unsere Schuld. Es waren selten weniger als 80 Jungen, die da zusammenkamen, oft genug aber mehr.

Der „Nachbleibelehrer" war ein gemütlicher Herr, namens Fierep. Wir nannten ihn unter uns bloß „Onkel Julius", was das Verhältnis gewiß bezeichnete. Onkel Julius hatte immer Bonbons bei sich, außerdem war er ein gewaltiger Militärstratege. Er hate 1866 mitgemacht, 70 hatten sie ihn nicht mehr mitgenommen. Wir liebten ihn und ehrten ihn sehr, jetzt deckt ihn wohl schon die kühle Erde. Sein erstes war in jeder Stunde, daß er sich erkundigte, ob einer etwas Neues vom Kriege wisse. Dann wurde ein Zwerglässiger mit einem Silbergroschen losgeschickt, um aufzupassen, wenn die Depeschen anzuklebt wurden. Das geschah in der Regel um die Mittagsstunde. Die Zettelanleher hatten nämlich immer ein paar Zettel übrig, die sie verkauften. Oft hatten wir auch unsere Dreier zusammengelegt und auf eigene Faust einen Kameraden beauftragt. Dann hieß es: Lehmann kommt gleich wieder und bringt das Blatt. Zufrieden hängte Onkel Julius die Karte von Frankreich an die Wand und steckte mit Reißnägeln eine eigene Kriegskarte an die schwarze Tafel.

Und dann ging es an ein flottes Erklären. Onkel Julius erzählte uns von den Schlachten und fuhr flott mit dem Finger auf den Karten herum, und wir Kleinen bewunderten die Großen aus der ersten und zweiten Klasse, die schon Atlanten hatten und etwas von Karten verstanden. Einige Kecke, die Verwandte beim Militär hatten, brachten auch deren Briefe mit. Wie viel wir kleinen Kerle von der Sache eigentlich begriffen, weiß ich nicht mehr; als wir später selbst in gereifterer Klasse Geographie lernten, war jedenfalls von all den französischen Namen wenig genug sitzen geblieben. Aber es war hochinteressant und kolossal spannend.

Bloß einmal wäre die Idylle beinahe gestört worden. Unser Klassenlehrer, er hieß Wegener, fühlte eines Tages das sonderbare Bedürfnis, in die Nachbleibestunde zu kommen, vermutlich, um auch mit Onkel Julius zusammen noch den Krieg besprechen. Da sah er sich natürlich auch seine Burschen an, und erstaunt faßte er uns ins Auge: „Was wollt ihr denn hier, Schwengberg, Lehmann, Luchterhand, Regelien?" Die sprangen erschrocken auf und einer sagte: „Nachbleiben!" — „Ja, ihr seid gewiß gar nicht unter denen, die nachbleiben sollen! Du, Luchterhand, hast zwar heute deine Sprüche nicht gekonnt, aber dafür hast du doch deine Wäsche bekommen!" Onkel Julius sah die vier ebenso erstaunt an wie Herr Wegener, und schließlich hieß es: „Macht schleunigst, daß ihr hinaus kommt!"

Betrübt schlichen die vier Verbrecher ab. Kaum aber hatte Herr Wegener das Zimmer wieder verlassen und sein Tritt war verhallt, da öffnet sich die Tür wieder, und unsere vier Burschen kamen wieder. „Ach, lieber Herr Lehrer, lassen Sie uns doch noch bis zu Ende nachbleiben!" Onkel Julius wollte sich in seinen strategischen Auseinandersetzungen nicht stören lassen und ließ sie sich ruhig setzen. Ich selbst war auch in gleicher Lage, aber ich war so ziemlich der Kleinste und hatte mich beim Eintritt des Lehrers unter der Bank verkrochen.

Mainrikl gab das Nachber Anlaß zu Kritik und Gegenkritik, und ich sollte absolut beim nächsten Krieg auf dem Andreasplatze Napoleon sein, welcher Aufgabe ich mich wohlweislich durch eilige Flucht entzog. Aber das Geheimnis war einmal genutzt und wenn einer gar zu faul und ungezogen war, so wurde ihm offiziell gedroht: „Kerlchen! nimm dich zusammen, sonst darfst du nicht mehr mit nachbleiben!"

Das zog.

Abschied.

Von Max Ect-Troll.

Mitternacht ist vorüber. Der letzte Stadtbahnzug rattert und faucht tief unten vorüber, und der Klang der knatternden Räder dringt schrill bis zu meinem Schreibtisch herauf. Dann wird es draußen still. Unheimlich ruhig und lautlos. Ist es nicht die Ruhe vor dem Sturm?

Da ertönt plötzlich Gesang, der langsam näher und näher kommt. Klingt es nicht wie der Bürgerchor aus Tannhäuser? Entsagungsvoll? In Träumen sehe ich schon die Bäume rot und gelb werden und sich entblätternd. Herbst. Ein langsames Dahinsterben. Doch das ist ja alles nur Sinnestäuschung.

Eben geht ein Trupp junger, wagemutiger Burschen, die eine deutsche, eine österreichische und eine italienische Flagge vorausstragen, an meinem Fenster vorbei und mächtig fagt der Gesang das Schweigen, das sich zwischen den Häusertreiben niedergelassen, auf und davon. Aus hundert Kehlen schallt es wieder und wieder:

„Lieb Vaterland magst ruhig sein."

Und nun erst denke ich wieder an den Ernst der Stunde, die mein Vaterland, die die Menschheit heimgesucht.

Mobilmachung!

Es ist die letzte Nacht zu Hause.

Durch die Zwischentür dringt das gleichmäßige Atmen meiner Frau. Sie hat nach den vielen Stunden der Aufregung endlich erlösenden Schlaf gefunden. Wie gefaßt sie war, als die Nachricht, daß ich zur Front muß, ankam. Wie wenn es sich um etwas Selbstverständliches handelte. Sie ließ es nicht merken, daß es ihr zum Sterben nahe ging. Doch als ich nach dem Abschied von Freunden gegen die zwölfte Nachtstunde nach Hause kam, war sie noch wach, und ich sah, daß ihre Augen vom vielen Weinen tiefgerötet waren. Sie aber lachte mir freudestrahlend entgegen. Sie wollte mir den Abschied nicht noch schwerer machen... die kleine, herzhafte, mutige Frau.

So hat sie, während ich bei den Freunden war, still für sich allein mir Abschied genommen.

. . . Mein Kopf sinkt bleischwer vornüber auf die Schreibtischplatte. Leise weine ich in mich hinein, um auch für mich in dieser weihevollen Stunde von meiner kleinen, herzhaften Frau Abschied zu nehmen. Und klarer denn je ist es mir bewußt, welch Kleinod an Freundschaft und Lebenskameradschaft ich zurücklassen muß, um einem Ungewissen entgegenzugehen. Aber mein treuer Kamerad soll auch nicht erfahren, daß mir der Abschied schier das Herze bricht.

Aufrecht und lachenden Auges müssen wir uns voneinander trennen.

Und kann der Mann nicht leichter Abschied nehmen als die Frau?

Er geht hinaus in den Kampf fürs Vaterland. Er stirbt in heiler Pflichterfüllung oder kehrt als Sieger zurück. Beides — Tod und Heimkehrglück — erlösen den Mann von allem Leid. Der Frau aber droht die große, trostlose Einöde, unendliche Trauer.

Tausend, hunderttausend Heldinnen... deutsche Bräute, deutsche Frauen und deutsche Mütter... werden in diesen Tagen standhaft sein, um ihren Männern und ihren Söhnen den Abschied leicht zu machen.

Ich knie vor euch nieder... Stille Dulderinnen... deutsche Heldinnen.

* * *

Mit heiterem Gesicht nehmen wir am anderen Morgen Abschied. Ein letzter Kuß ... ein letzter Pfiff. Die Räder des Zuges knirschen und knattern wie Maschinengewehrfeuer. Noch einige Waggontüren werden zugeschlagen. Vorwärts gehts ... dem Feinde entgegen.

Da fährt der Zug mit den Hunderten von Kriegern aus der weiten Bahnhofshalle. Eine Kurve. Ein letztes Tücherschwenken. Freudig lächelte sie mir nochmals zu. Ich aber wußte es doch, daß mein kleines, herzhaftes Frauchen des Nachts ihr Köpfchen tief, tief in die Federkissen einpressen wird, damit niemand auf der Welt ihr Schluchzen hören soll.

Und zum ersten Male fest langer, langer Zeit faßte ich die Hände und erfehte den Segen des Alls auf sie herab... auf mein kleines, tapferes, herzhaftes Frauchen.

Kämpfe fürs Vaterland! Du kämpfst für deine Welt!
Schiller.

Aus der Welt der Frau.

Im Vaterlande, schreibe, was dir gefällt, da sind die Liebesbande, da ist deine Welt!
Goethe.

Der Krieg und die Frauen.

In der Monatsschrift „Die Staatsbürgerin" erörtert Adele Schreiber die Stellungnahme der Frauen zum Kriege. Wiewohl die Voraussetzungen, unter denen der Artikel geschrieben worden ist, durch die Ereignisse überholt sind, so dürften die Ausführungen doch jetzt noch von Interesse sein. D. Red.

„Für uns Frauen, die wir von der drohenden Gefahr um nichts weniger betroffen werden, ist der Augenblick gekommen, unsere Stellungnahme zum Krieg zu bekunden. Nicht im Hinblick auf theoretische Grundsätze und ideale Forderungen, sondern auf die realen, bitterernsten Tatsachen. Wir müssen zu unterscheiden wissen zwischen Zukunftsforderungen, an deren Verwirklichung wir mitarbeiten wollen, den Zielen, denen unserer Ueberzeugung gemäß die kulturelle Entwicklung entgegen gehen muß, und zwischen der Erkenntnis der Pflichten, die uns der Augenblick auferlegt. In einer Zeit der Krise gilt es nicht darüber zu philosophieren, was geschehen wird, wenn die Frauen einmal ihren vollen Einfluß auf Erziehung und Ethik, inländische und internationale Gesetzgebung geltend gemacht haben werden, sondern einzig sofort ins Auge zu fassen, was ein gegenwärtiger Krieg von den Frauen verlangt.

Völlig veränderte Verhältnisse haben die unmittelbaren Wirkungen, die ein Krieg mit sich bringen muß, insbesondere gesteigert. Der 44jährige Friedens-Mitteleuropas läßt uns nur ahnen, was heute ein Krieg für große, hochentwickelte Industriestaaten nach sich zieht. Noch haben wir auch keinen Krieg erlebt, seit Millionen Frauen in Beruf und wirtschaftlicher Selbständigkeit stehen, seit eine ganze Schicht unabhängiger geistiger Arbeiterinnen auf den verschiedensten Gebieten tätig ist.

Die Einberufung entzieht hunderttausende wertvoller Arbeiter ihrer Tätigkeit. Um so höher steigt die Bedeutung der Frauenarbeit, um so wichtiger wird ihre Qualität, insbesondere auf den Gebieten, wo man nicht nur Hände benötigt, sondern gelernte Kräfte, wo manuelle, technische, geistige Schulung unerläßlich. Verantwortliche Posten, die ehedem der Gewohnheit und dem Vorurteil folgend, nur mit Männern besetzt wurden, dürften an Frauen übergehen, sie, die Daheimgebliebenen, werden Lücken zu füllen haben, ihre Aufgabe wird es sein, allenthalben im Erwerbsleben, unter Anspannung ihrer ganzen Energie, die Vollwertigkeit aufrecht zu erhalten, sich als verantwortliche Träger von Produktion, Umsatz und Verwaltung zu zeigen. In den Fabriken und Werkstätten, den Kontoren und Geschäftshäusern, den Hotels und Gastwirtschaften, die ja vielfach unentbehrliche Massenverpflegungsanstalten geworden sind, in den Aemtern und Schulen, überall wird sich eine vermehrte Nachfrage nach Frauen bemerkbar machen, steigern, je länger der Krieg währt. Man wird plötzlich froh sein, daß so viele weibliche Kräfte vorgebildet in den schweren Zeiten befähigt sind, Lasten auf ihre Schultern zu nehmen.

Wie gerne wird man weibliche Lehrkräfte auch mit dem Unterricht von Knaben betraut sehen! Weibliche Aerzte wird man allenthalben freudig willkommen heißen. Bei der ungeheuren Zunahme der Fälle, in denen leider das Eingreifen sozialer Hilfe erforderlich wird, dürfte man für jede Hilfe dankbar sein, ohne ängstlich abzuwägen, ob sie in einer bisher den Frauen verschlossenen Sphäre erfolgt. Wer wird angesichts des Elends noch fragen, ob in den Kommissionen oder Behörden, die mit der Linderung betraut sind, in denen bis zur Ueberspannung aller Kräfte gearbeitet werden muß, bisher Frauen saßen oder nicht, man wird ihre Mitarbeit nicht nur gestatten, sondern suchen. In den kaufmännischen Unternehmungen werden gut eingearbeitete weibliche Kräfte emporrücken in Männerstellungen, ja selbst die Presse dürfte für Expedition und Druckerei, für Betrieb und Redaktion so manchen leergewordenen Platz mit einer brauchbaren Vertreterin besetzen. In zwei Departements, die für den Kriegsfall besonders bedeutsam sind, dem Eisenbahn- sowie dem Post- und Telegraphenwesen, sind in Oesterreich Tausen jetzt diese Frauen als Beamtinnen tätig. In ihrem anstrengenden Dienst werden sie genügend Gelegenheit haben, sich zu bewähren, zu beweisen, daß sie es nicht verdienten, bisher stets in Rechten und Entlohnung an letzter Stelle zu stehen.

Auch für die Erhaltung des Familienbesitzes treten an die Frau umfangreiche Aufgaben heran. So manchen Betrieb wird die Ehefrau oder Mutter, voll verantwortlich übernehmen, sie wird Werkstatt, Laden, Kontor, Fabrik leiten, Häuser und Vermögen verwalten, landwirtschaftlichen Betrieben vorstehen, retten und erhalten, was irgend zu retten und zu erhalten ist. — Das wichtige Gebiet der Kranken- und Verwundetenpflege stellt nur einen kleinen Teil der Aufgaben dar, die der Frau zufallen, auch die übrige eigentliche Kriegshilfe der Truppenverpflegung und Einquartierung.

Die Frau wird und kann sich nicht mehr damit begnügen, tapfer das grenzenlose Leid zu tragen, sich als Heldin im Opfern und Entsagen zu zeigen. Und so hoch wir auch den persönlichen Mut vereinzelter Heldenmädchen einschätzen, die in den Reihen der Männer getämpft haben, für die Bewertung dessen, was die Frauen im Kriege bedeuten, kommt dies weit weniger in Betracht, als die stille und gewissenhafte Pflichterfüllung der Millionen, die Alltagsarbeit in voller Hingabe, mit größter Gewissenhaftigkeit ausführen, die Energie, mit der sie auch bisher weniger vertraute Tätigkeiten übernehmen. Im Bewußtsein der Bedeutung jedes einzelnen Rädchens für den Staatsorganismus gilt es dafür zu sorgen, daß dieser in allen seinen Teilen lückenlos weiter funktioniert, alles so aufrecht zu erhalten, als wären keine Männer der Arbeit entzogen. Freilich muß diese bedeutsame Frauenaufgabe trotz Opfermut und Arbeitsfreudigkeit tausendfach Schiffbruch erleiden an wirtschaftlichen und industriellen Krisen, den unvermeidlichen Begleiterscheinungen des Krieges.

Soweit aber ein moderner Kulturstaat wirklich kriegsbereit sein will, ist seine Rüstung nur vollkommen, wenn sie nicht nur die Männer umfaßt,

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-19140809023/fragment/page=0002